Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 632. **Mittwoch** den 12. December 1900. **94. Jahrgang.**

Die Wirren in China.

Bessere Aussichten?

Die Londoner „Daily News" berichten aus Shanghai: Durch Edicte vom 6. und 7. December sind der fremdenfreundliche Wan-wen-schao zum Großsekretär und Lin-schan-hin zum Präsidenten der Finanzkammer ernannt worden. Es scheint also — freilich hat es schon wiederholt so geschienen und man hatte sich doch getäuscht —, daß die Kaiserin-Wittwe die Zeit zum Einlenken für gekommen erachtet.

Austausch der englisch-indischen Truppen in China.

Das englische Kriegsamt ist in großer Verlegenheit betreffs des Zustandes der 45 indischen Regimenter, welche sich in China befinden. Die Mannschaften zeigen sich nach den Berichten der englischen Commandanten als durchaus unfähig, das winterliche Klima in China zu ertragen. Es ist deshalb bei Lord Curzon angefragt, ob es möglich sei, wenigstens die Hälfte der Truppen durch Regimenter aus den Gebirgsstämmen der nordwestlichen Grenzbezirke zu ersetzen.

Der Winterfeldzug.

Theodor von Scheve, vormals erster Instructionsofficier im Lager von Tientsin, schreibt der „Deutschen Warte" u. A.:

Mittlerweile ist auf dem Kriegsschauplatz in Tschili der Winter eingetreten. Das vom 9. December gemeldete Zufrieren des Peiho und des Außenhafens von Taku war seit mindestens zehn Nächten zu erwarten. Unter dem Außenhafen von Taku ist bekanntlich derjenige Theil der See zu verstehen, welcher zwischen der etwa 4 Kilometer von der Küste entfernt liegenden Moddbarre und dem Ufer liegt. Die See friert bei sehr strenger Kälte zwar auch noch 1 bis 2 Kilometer über die Barre hinaus zu, doch wird dieses Eis bei starkem Seegange meist in wenigen Tagen wieder von der Fluth hinweggespült. Der Schiffsverkehr nach Taku und Tientsin ist nunmehr auf etwa drei Monate unterbrochen. Alle Sendungen für Tschili müssen daher über Schanhaikwan bezw. Tschingwantao geleitet werden, an welchen Orten in Folge der festeren Bodengestaltung der Küste Eisfreiheit herrscht. Die Intendanturen haben ausreichend Zeit gehabt, die Verpflegung der Truppen für die Wintermonate sicherzustellen, auch wird ein großer Theil der Weihnachtsgeschenke bereits in Tientsin eingetroffen sein. Die übrigen Sendungen können aber erst befördert werden, wenn die bisher von den Russen der Allgemeinheit vorenthaltene Eisenbahnstrecke Schanhaikwan-Tientsin betriebsfähig ist.

Der Preis der Schlittschuhe wird in Tientsin und Peking bald ins Ungeheure steigen, doch muß dieses schöne Wintervergnügen beim ersten Staubsturm, der aus Norden hinunterbläst, eine arge Trübung erfahren. Kleinere Binnengewässer werden zwar mit Segeltuch oder Strohmatten zeltförmig überdeckt, doch hält bei starkem, oft zwei bis drei Tage anhaltendem Sturm der Staub auch in die bestgeschützten Räume seinen störenden Einzug. Unsere Matrosen werden sich auf dem Peiho und anderen Gewässern mit Eisschlitten vergnügen können, denen mit Hilfe von kleinen Segeln eine außerordentliche Geschwindigkeit gegeben werden kann. Da in den Bergen bei Peking Fichten in ausreichender Zahl vorhanden sind, und auch die Bahnlinie von Peking über Tientsin bis Schanhaikwan am 15., spätestens am 20. December (siehe das folgende Telegramm; d. Red.) dem Betriebe übergeben werden soll, so wird es unserem braven Chinakriegern, wenigstens für jede Compagnie, an einem Weihnachtsbaum kaum fehlen.

* **Peking**, 10. December. (Meldung des „Reuter'schen Bureaus".) Obwohl, wie gemeldet, die Eisenbahnverbindung mit Tientsin wieder hergestellt ist und gestern ein Eilzug mit einer Locomotive und vier Wagen ohne Unfall hier eintraf, wird die Bahn doch erst am 15. December dem allgemeinen Verkehr geöffnet werden.

Die Seeräuber-Calamität.

Aus Hongkong, 10. December, meldet das „Reuter'sche Bureau": Eine Depesche aus Canton meldet: In der Nähe von Scheklung wurde eine Tschunke von Seeräubern geentert und 3000 Dollars auf derselben geraubt. Die Piraterie und das Räuberwesen nehmen sehr überhand. Das Reisen in Kwangsi und Kwangtung ist sehr unsicher. Die Beamten sind anscheinend außer Stande, die Ordnung wieder herzustellen.

Die verunglückte belgische Expedition.

* **Brüssel**, 11. December. (Repräsentantenkammer.) Auf eine Interpellation der Socialisten betreffend die aufgegebene belgische China-Expedition erklärt der Minister des Innern de Trooz, die Chinesen hätten, nachdem sie die Europäer zum Bau von Eisenbahnen ins Land gerufen, die Verträge gebrochen und belgische Staatsangehörige angegriffen. Wegen der Frage, woher die Initiative zu der Expedition rühre, möge sich der Interpellant an die Bürgermeister wenden, die den Plan angeregt hätten. Dieser sei jedoch der Ermuthigung würdig gewesen und die Regierung habe ihn von Anfang an innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen ermuthigt und ihre Befugnisse nicht überschritten. Man dürfe, da doch Landeskinder angegriffen worden seien, der Regierung keinen Vorwurf machen, daß es dieselben habe vertheidigen wollen. Darauf wird die Debatte über diesen Gegenstand geschlossen.

Der Krieg in Südafrika.

Krüger's Mission

kann endgiltig als gescheitert angesehen werden, da nun auch die holländische Regierung sich anders besonnen und ihm erklärt hat, daß sie in der Schiedsgerichts-Angelegenheit eine passive Rolle spielen und auf die Initiative der Großstaaten warten müsse. Auf diese ist aber unter keinen Umständen zu rechnen. Die Abweisung, die Krüger in dem stammverwandten Holland findet, ist dabei eine ziemlich radicale. Der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, gab Krüger wenigstens die nicht ganz trostlose Versicherung, wenn eine andere Großmacht voranginge, werde Frankreich folgen, der holländische Ministerpräsident, Pierson, dagegen bedient sich der frostigen Formel: dann könne die niederländische Regierung „sehen, was sie thun werde" — also auch dann wird sie sich's nochmals überlegen, sie könnte ja auch dann noch den tödtlichen Zorn Englands auf sich laden.

Der hinkende Bote.

Im englischen Unterhause brachte gestern der Kriegsminister Brodrick die Nachtragsforderung für das Heer in der Höhe von 16 000 000 Pfund Sterling ein und führte aus, die Erwartungen, welche man bei Aufstellung des letzten Budgets gehegt, seien nicht erfüllt worden. Man müsse sich bis 31. März auf eine Ausgabe gefaßt machen, welche wenig geringer sein werde, als diejenige des gegenwärtigen Finanzjahres. Auf die Lage in Südafrika übergehend, sagte der Minister, durch den Guerillakrieg werden die Feindseligkeiten noch eine gewisse Zeit lang andauern können, allein ohne Hilfe von außen werde der Guerillakrieg schließlich keinen Erfolg haben. Brodrick weist ferner hin auf die Erfahrungen, welche andere Völker bei Zuendeführung von Guerillakriegen gemacht. Es sei deshalb nicht auffallend, daß England hierbei auf Schwierigkeiten stoße in einem Lande, das so groß sei als Spanien, Cuba und die Philippinen zusammen. Die Regierung könne gegenwärtig auf die Dienste der in Südafrika stehenden Freiwilligen nicht verzichten. Der Kampf müsse mit aller Kraft fortgeführt werden. Diese Politik werde das Land schneller friedlichen Verhältnissen zuführen. Die Regierung habe gehofft, beim Wiederzusammentritt des Hauses in Bezug auf die Rückkehr der Truppen befriedigendere Eröffnungen machen zu können. — Harcourt tadelt die Regierung wegen ihres Mangels an Voraussicht. — Der Kanzler der Schatzkammer, Hicks Beach, ersuche das Haus, eine Entschließung anzunehmen, durch die er ermächtigt werde, 11 Millionen Lstrl. entweder durch auf die Kriegsanleihe gezogene Schatzbonds oder durch Ausgabe von Schatzwechseln aufzunehmen, um sich die Mittel zur Deckung eines Nachtragsetats von 16 Millionen Lstrl. zu verschaffen. Der Kanzler fügt hinzu, er habe bereits Vollmacht zur Aufnahme einer Anleihe von mehr als 5 Millionen, von der er aber noch keinen Gebrauch gemacht habe. Vor Februar hoffe er keine neue Anleihe und Vollmacht zu benöthigen. Die Entschließung wurde angenommen. — Nach weiterer Debatte nahm das Haus den Nachtragsetat für das Heer mit 284 gegen 8 Stimmen an.

Aus einem Privatbrief.

Ein Farmer im Oranje-Freistaat schreibt, wie wir dem „Schwäb. Merkur" entnehmen, vom 11. November an einen Freund in Stuttgart: Schon lange liegt eine Antwort auf Ihren Brief vom 14. September in meiner Tasche zum Absenden bereit, doch da ich darin etwas näher und eingehender die entsetzlichen Zustände hier beleuchtete, wagte ich nicht, den Brief, wie so viele andere, abzuschicken. Es hieß plötzlich, man dürfe nur noch englisch schreiben, alles deutsche werde vernichtet, und daß dies geschehen, ist Thatsache. In Europa scheint man anzunehmen, daß wir hier jetzt Frieden haben und in einigermaßen gesitteten Verhältnissen leben. Das ist keineswegs der Fall: rohe Willkür herrscht überall, den grössten Grausamkeiten, der schmählichsten Brutalität ist man preisgegeben — doch, man muß ja schweigen. Raub, Morden, Brand sind die Spuren der gesitteten Nation. Jammer und Trübsal herrscht überall, verödet und verwaist stehen die Kirchen! Die Menschen sterben dahin ohne Trostestwort, ohne Sakrament, rohe Kaffern scharren die Leichen in den steinharten Boden ein ohne Sang und Klang. 13 Monate dauert nun schon das entsetzliche Wüthen des Feindes, und ihm ist eine treue Gehilfin die Dürre, die nicht aufhören will. O, wie schaut man Tag und Nacht nach Wolken aus; ein starker Wind macht sich auf, er treibt dunkle Wolken zusammen, sie hängen tief herab auf das lechzende Land, man horcht gespannt, man seufzt und ruft zu Gott, aber vorüber ziehen die Wolken mit Donnerkrachen, ohne einen Tropfen Regen zu geben. Die mageren, elenden Kühe geben ihre Milch; aber sie ist gänzlich bitter; die Rosenbüsche schmücken sich mit Grün und lieblichen Knospen, die alle braun und verdorrt jetzt an dem welken Gezweig hängen. Die Kühen gehen massenhaft zu Grunde. Unter der Eierschale bildet sich eine zähe, feste Haut, so daß viele Küchlein in der Geburt sterben müssen, da die Haut undurchdringlich für sie ist. Wir haben so gut wie Alles verloren. Das Gespenst der Hungersnoth schleicht umher und fordert schon seine Opfer. Alle Lebensmittel gehen zu Ende; noch haben wir einen kleinen Vorrath von Zucker, Thee und Kaffee und Petroleum, aber lange reicht es nicht, auch Salz und Reis ist nicht mehr zu kaufen, und das Mehl ist knapp. Bisher hatten wir noch vollauf Eier, aber die hören jetzt auf. Nur noch junge Hühner und kleine Schweine haben wir. Gemüse kann keines wachsen, die Dürre und Unmassen von Ungeziefer vernichten Alles. Unser großer See und viele kleine Teiche stehen trocken seit Monaten. Der deutsche Generalconsul war in Bloemfontein, um den unglücklichen Deutschen hier beizustehen. Wie so gern hätten wir ihn gesprochen in unseren Angelegenheiten, aber man konnte nicht fort. Alles ist gesperrt. Man darf nicht umherreiten u. s. w., und so kann auf der großen Farm alles Mögliche geschehen oder verloren gehen.

* **Capstadt**, 11. December. Feldmarschall Roberts ist nach England abgereist.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. December.

Noch bevor der **Reichstag** gestern die **Etatsberathung** fortsetzte, hatte sich der Herr **Reichskanzler** davon überzeugen können, daß in der That auch der eindrucksvollste Vortrag die Mängel und Lücken des Inhalts einer Rede auf die Dauer nicht verdecken kann. Denn so stürmisch auch der Beifall gewesen war, den Graf Bülow am Montag im Hause für seine Ausführungen über die Gründe, die eine Intervention Deutschlands zu Gunsten der Boeren unmöglich machen, geerntet hatte, so wenig hatte der größere Theil derjenigen Beurtheiler, die ihre in der Presse niedergelegte Kritik auf eine von äußeren Eindrücken unbeeinflußte Lectüre der Parlamentsberichte basiren, ihre Mangel an Befriedigung wegen der Angaben verhehlt, die der Reichskanzler über die Gründe der Abweisung des Präsidenten Krüger von der Reichshauptstadt gemacht oder vielmehr nicht gemacht hatte. Wir citiren nur die „Kreuzztg.", einmal, weil sie sich am höflichsten ausdrückt, zweitens, weil dieses Organ im Hinblick auf die Bedeutung, die ihm im Auslande beigelegt wird, sich die Vertretung der officiellen auswärtigen Politik der Berliner Regierung angelegen sein läßt, wo es ihm möglich erscheint. Die „Kreuzztg." aber schrieb, anknüpfend an die Besorgnisse, von denen Graf Bülow sich am Montag für den Fall eines Berliner Besuches Krüger's erfüllt gezeigt hatte, das Folgende:

Wenn der Besuch in Berlin dem Präsidenten Krüger nichts nützen konnte, vermochte er Deutschland wirklich zu schaden? Darauf ist Graf Bülow die Antwort schuldig geblieben. Wir glauben aber nicht, daß dem so gesteben sei, daß dem Deutschen Reiche wirklicher Schaden aus Krüger's Empfang in Berlin geworden wäre. Oder meint man vielleicht, daß Frankreich solchen davon getragen habe? Das hat vorläufig wenigstens wahrlich nicht den Anschein danach. Nun kommt bei uns noch folgender Umstand dazu, der verstimmend auf das allgemeine Empfinden wirken mußte. Wurde doch der Nichtempfang des Präsidenten Krüger, ob mit Recht oder Unrecht, das wissen wir nicht, auf eine direct von London aus erfolgte Einwirkung zurückgeführt. Das ist aber eine für das deutsche Empfinden und die deutsche Machtstellung so wenig verständliche Lesart, daß wir sie für unzutreffend halten, denn was sollte einer Macht, wie sie das Deutsche Reich repräsentirt, wohl der Empfang des Herrn Krüger für Nachtheil bringen können?"

Die „Kreuzztg." glaubt also an eine Politik der „Sorge", um mit Bismarck zu reden, nur deshalb nicht, weil sie selbst der deutschen Regierung nicht zutrauen möchte, sich durch ein solches Gefühl von einer politisch bedeutungslosen Freundlichkeit gegen ein schwer getroffenes Staatsoberhaupt abhalten zu lassen. Der Leser aber wird finden, daß die Ungläubigkeit und somit das Vertrauen des conservativen Blattes nur

---

Feuilleton.

Lucie.

Original-Roman von Ferd. Gruner.

Nachdruck verboten.

10]

„Sie kennen ihn also. Und — wissen Sie sein fürchterliches Schicksal?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Ich beklage ihn aus tiefster Seele — —"

„Also, Fräulein Lucie, ich bin bereit, bitte", scholl es vom Hause her, aus dessen Thüre Dr. Bollant trat, ein kleines, schmales Kofferchen in seiner Hand.

„Leben Sie wohl, liebe Frau Doctor." Ein herzlicher Händedruck, ein freundliches Kopfnicken gegen den Officier, dann schritten die Beiden dem Wagen zu, der rasch davonrollte.

Zwei Stunden später kehrte Dr. Bollant von Schloß Raiven zurück. Ein unmuthiger, zorniger Zug, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, lag um seinen Mund. Nur kurz war der Gruß, mit dem er Frau und Neffen begrüßte, welche eben die herrlichen Marschall-Niel-Rosen bewunderten, die des Doctors Lieblingsblumen waren.

„Ist denn der Unfall gefährlich", frug seine Frau besorgt, da sie den Unmuth des Gatten bemerkte.

Dieser schüttelte verdrossen den Kopf. „Nicht im Geringsten. Der Knöchel war ganz unbedeutend verletzt. Ein paar Tage absoluter Ruhe und die Geschichte ist wieder gut", brummte er.

„Aber was giebt's denn sonst?"

„Nichts. — Das heißt, ich werde es Euch nachher drin erzählen, denn hier" — er blickte im Garten herum — „mag ich es nicht. Es ist doch kaum glaublich." — —

In gespannter Erwartung folgten die Beiden Dr. Bollant in dessen Zimmer.

„Setzt Euch nur, denn ich weiß nicht, ob Ihr, oder wenigstens Du, Anna", bemerkte er zu seiner Frau, „auf den Füßen bleibet, wenn ich Euch erzähle, was da auf Raiven's Gut draußen vorgeht. — Unglaublich, undenkbar, und doch!" brummte er ein paar Mal in den Bart, dann stellte er sich breit mit verschränkten Armen vor Frau und Neffen.

„Was glaubt Ihr, was Fräulein Lucie sagte, als ich ihr mittheilte, daß der Unfall ihrer Mutter keinerlei Gefahr in sich berge? — — Erst sah sie mich mit einem dankbaren, feuchten Blicke an, daß ich gerührt mir dachte, das Mädel ist doch eine Perle. Mit welcher Liebe es an der Mutter hängt, die es doch nie besonders zärtlich behandelt hat und welche ihm jetzt in ihrem unglückseligen Zustande so viel zu schaffen giebt! Aber was sagt sie da? — Sie wäre glücklich darüber, weil ja nun doch ihre Verlobung mit — na, was denkt Ihr? — mit Herrn von Eichentreu stattfinden kann. Ich muß sagen, im ersten Augenblicke lief mir ein eisiger Schauer durch die Glieder. Ich faßte sie schärfer in's Auge. Sollte auch die Aermste an ihrem Verstande gelitten haben? Aber da lächelte sie mit reinen, großen, dunklen Augen, die nicht reiner sein konnten. Und da ich schwieg, wiederholte sie noch einmal diese Mittheilung. Ich fühlte, ich mußte etwas sagen, aber es war mir, als ob ich meine größte Lancette verschluckt hätte. Endlich brachte ich's denn doch heraus: „Dann gratulire ich". Das „herzlichst" ging aber absolut nicht. Ich machte eine Verbeugung, drehte mich auf den Absätzen herum und draußen war ich." — Tief aufathmend schloß er seine Rede mit der Frage: „Was sagst Du nun dazu, Anna?"

Die kleine Frau war bestürzt, wie sehr sie sich auch Mühe gab, dies zu verbergen. „Nichts, Hugo, nichts, als höchstens — daß das Herz in seinen Neigungen recht wandelbar ist."

„Ja, ja, wandelbar, das ist das rechte Wort. Aber so wandelbar. Glaubst Du es denn nun, Anni, daß man an Allen irre werden kann?"

Der Arzt ließ sich auf einen Sessel nieder und starrte finster vor sich hin.

„Aber wer ist denn dieser Eichentreu eigentlich?" fragte der Officier, dem die Aufregung der Beiden etwas unverständlich war.

Dr. Bollant gab ihm die nöthigen Aufklärungen, soweit er es für angezeigt hielt, und schloß: „Sicher ist, daß Lucie Raiven ihrem nunmehrigen Bräutigam bis vor Jahresfrist keine Liebe, vielleicht nicht einmal Achtung entgegengebracht hat und — aber nein — das genügt ja. Es ist einfach unbegreiflich."

„Aus Deiner Aufregung, lieber Onkel, entnehme ich, daß Du an den Vorgängen des Gutes regen Antheil nimmst."

„Sicher, denn erstens war ich dem alten Raiven, wenn nicht ein guter Freund, so doch ein treuer Berather. Er gab etwas auf mich. Und dann habe ich das Mädchen wirklich schätzen gelernt. Es ist so eine liebenswürdige, ich möchte sagen, groß angelegte Natur. Ich freute mich immer im Stillen über das herzliche Verhältniß zwischen ihr und Max. Ich weiß, wie vielleicht kein Zweiter, daß sie es fertig gebracht hätte, den Alten mit ihm wieder zu versöhnen. Ich kann auch kaum sagen, wie sie sich geberdete, als man den unglücklichen Bildhauer der furchtbaren That verdächtigte und ihn verhaftete. Wie sie die entsetzliche Kunde von dem Schuldspruche aufnahm, weiß ich nicht, denn lange Wochen mied sie die Menschen. Doch als ich sie das erste Mal wiedersah, erschrak ich vor der durchsichtigen Blässe ihres Gesichtes und den dunklen Ringen, die ihre Augen umränderten. Und jetzt —"

Der Hauptmann, welcher gespannt zugehört hatte, erwiderte kopfschüttelnd: „Jetzt verstehe ich, Onkel, Deine Aufregung. Das ist wahrlich ein seltsames Mädchen. So jäh und aber auch der Umschwung dünkt, nach dem energischen, fast möchte ich sagen, harten Zug um ihre Lippen, nach dem ruhigen, gesammelten Blick kann man jedoch nur schwer annehmen, daß sie anders als aus vollster, innerlichster Ueberzeugung einen so schwer wiegenden Schritt thut."

„Es scheint vielleicht so. Aber verrückt nenne ich es auf jeden Fall", murrte Dr. Bollant, der rasch aufsprang. „Zum Kuckuck, jetzt habe ich in der Aufregung wahrscheinlich den Spitalbesuch versäumt; werden die sich wundern! Da muß ich nun gleich fort."

Er nahm Hut und Rock und eilte davon. →

Fünftes Capitel.

Etwa eine Stunde später ritten Dr. Bollant und sein Neffe nach Langberg hinaus. Der Arzt hatte dort einige Kranke, welche er besuchen wollte, und der Officier begleitete ihn hierbei. Sie ließen die Pferde, als sie den Wald erreicht hatten, der zwischen Bärenstein und Langberg lag, langsam gehen. Dr. Bollant erzählte ziemlich ausführlich die Geschichte des gewaltsamen Todes Raiven's, die sich ja in diesem Theile des Forstes ereignet hatte. Aufmerksam lauschte der Officier.

Als sie den Wald nahezu durchritten hatten und durch die hohen, in immer größeren Abständen stehenden Bäume das Grün der Wiesen und hier und da ein Stückchen eines Daches von Langberg sich erblicken ließ, bog aus einem Seitenwege, den Strauchwerk säumte, ein Mann ein, der langsam, mit wiegenden Schritten dem Dorfe zuging. Seine Kleidung war ärmlich, das Gesicht gedunsen. Von jenem glänzenden, bläulich schimmernden Roth, das Alkoholikern eigen ist. Bart und Haar waren verwahrlost. Ein Arm fehlte ihm.

„Teufel, das ist ja der Walcher Franz, der Hauptzeuge in dem Processe", raunte Dr. Bollant dem Neffen zu, der überrascht die strohdürre Gestalt musterte.

„Wenn ich nicht sähe, daß der Mann ein Krüppel ist, so würde ich glauben, ich hätte ihn schon einmal erblickt, und zwar in einer Cammißjacke", wandte sich dieser leise an den Onkel, der mit finsterem Blicke den ehemaligen Knecht maß.

Dieser war anfänglich ein wenig verlegen, als er die beiden Herren so plötzlich neben sich sah. Denn die Pferde waren in der weichen Moosstreu fast geräuschlos herangekommen. Dann aber ging ein frecheß Lächeln über sein Antlitz, und ein bischen an dem Hute rückend, humpelte er ein wenig schneller auf dem Fußwege davon, der nun dicht neben dem Fahrwege ging, auf welchen die Reiter einbogen.

Dr. Bollant hielt sein Pferd zurück. „Das ist der Schurke, denn daß er ein solcher ist, steht bei mir fest! Aber was Du sagst, ist möglich. Denn der Kerl hatte bis vor einigen Jahren ganz gesunde Glieder. Nur durch die eigene Schuld ging er des Armes verlustig, da er in die Dreschmaschine gerieth."

„Also wäre es möglich, daß ich mich nicht getäuscht hätte, wiewohl ich bei den zahlreichen Versetzungen, die ich mitmachte, nicht gerade viele Gesichter unter meinen Leuten festgehalten habe. Aber diese verschmitzte, heimtückische Physiognomie erinnerte mich, glaube ich, an einen ganz besonders rohen Kerl, der seinen Kameraden in barbarischer Weise mißhandelte, weil derselbe, wie es seine Pflicht war, ihn wegen Ueberschreitung des Urlaubes zur Anzeige gebracht hatte."

„Das wäre ihm schon zuzutrauen", brummte der alte Arzt. „Kann mich übrigens bei dem alten Leibdiener auf dem Gute draußen einmal gelegentlich erkundigen. Der Johann weiß es gewiß. Aber nun müssen wir sehen, daß wir in raschem Tempo an dem Schlosse vorbeikommen. Ich habe heute wahrlich keine Zeit, mich länger dort aufzuhalten, da ich in der Stadt ein paar Schwerkranke in Behandlung habe."

Sie gaben den Pferden die Sporen und in scharfem Trabe ging es durch das Dorf, denn die Patienten wohnten fast am unteren Ende desselben.

Während Dr. Bollant die Kranken besuchte, ließ der Hauptmann in einem nahegelegenen Wirthshause die Pferde tränken. Er selbst nahm an dem einzigen Tische, der im Schatten einer mächtigen Linde in dem Garten neben dem Hause stand, Platz, studirte einige Augenblicke das alte Localblatt, das ihm der Wirth dienstbeflissen gebracht hatte, dann musterte er ein wenig gelangweilt das Leben und Treiben auf der Dorfstraße.

Vollbeladene, garbenschwere Wagen, die von holperigen Feldwegen (jeder Hof schien einen solchen zu haben, denn die Häuser waren stets durch einen solchen von einander getrennt) auf diese einbogen, und abgeladene, welche in munterem Tempo wieder hinausrasselten, bildeten den einzigen Verkehr.

In die kleine Scheuer des Gehöftes neben dem Gasthause